



ANDRÉ ACIMAN

FIND
ME

FINDE MICH

ROMAN

VOM AUTOR VON

CALL ME BY YOUR NAME

dtv

»Er sollte keinen Wein trinken, aber ich hätte gern einen trockenen Weißen, egal von woher.«

»Dann kaufe ich noch einen Sancerre.«

»Du hast nicht etwa vor, meinen Vater umzubringen?«

Als der Fisch und die Jakobsmuscheln eingepackt waren, fiel ihr das Gemüse ein. Auf dem Weg zu einem Laden in der Nähe konnte ich es mir nicht verkneifen: »Warum ich?«

»Wie, warum ich?«

»Warum lädst du ausgerechnet mich ein?«

»Weil du gerne Zug fährst«, sagte sie, »weil dich heute jemand versetzt hat, weil du zu viele Fragen stellst, weil ich dich besser kennenlernen will. Ist das so schwer zu verstehen?« Ich drang nicht auf weitere Erklärungen. Vielleicht wollte ich auch nicht hören, dass es sich damit hatte, dass sie mich genauso mochte wie Jakobsmuscheln oder Blattgemüse.

Sie entdeckte Spinat, ich erspähte kleine Kakis, nahm sie in die Hand, schnupperte und stellte fest, dass sie reif waren. Es war das erste Mal in diesem Jahr, dass ich Kakis essen würde, sagte ich.

»Dann musst du dir was wünschen.«

»Wie meinst du das?«

Sie tat, als könnte sie es nicht fassen. »Wann immer du zum ersten Mal im Jahr eine Frucht isst, musst du dir etwas wünschen. Erzähl mir nicht, dass du das nicht wusstest.«

Ich dachte ein paar Sekunden nach. »Mir fällt kein Wunsch ein.«

»Na prima«, sagte sie, was entweder hieß, dass mein Leben so beneidenswert im Lot war, dass es nichts mehr zu wünschen gab – oder es war eine so heillos triste Veranstaltung, dass jeder Wunsch purer Luxus wäre, der weiteren Betrachtung nicht wert.

»Du musst dir etwas wünschen. Na los, streng dich an.«

»Kann ich meinen Wunsch an dich abtreten?«

»Ich hatte meinen bereits.«

»Wann das?«

»Im Taxi.«

»Und zwar?«

»Wie schnell wir vergessen: dass du zum Lunch kommst.«

»Du meinst, du hast einen ganzen Wunsch dafür aufgebraucht, mich zum Essen einzuladen?«

»Habe ich. Sieh zu, dass ich es nicht bereue.«

Ich sagte nichts. Auf dem Weg zum Weinladen drückte sie meinen Arm.

Ich beschloss, noch bei einem Blumenstand haltzumachen.

»Die Blumen werden ihm gefallen.«

»Ich habe seit Jahren keine Blumen mehr gekauft.«

Sie nickte, was sollte sie auch sagen.

»Sie sind nicht nur für ihn«, sagte ich.

»Das weiß ich«, sagte sie, fast unhörbar, als wollte sie über meine Worte hinweggehen.

Die Wohnung ihres Vaters war ein Penthouse mit Blick über den Tiber. Er hatte den Aufzug gehört und stand schon in der Tür. Nur einer der Flügel war offen, sodass wir kaum hindurchpassten mit dem Hund, den Profiteroles, dem Fisch und den Jakobsmuscheln, dem Spinat und den beiden Weinflaschen, meiner Reisetasche, ihrem Rucksack, meiner Kakitüte und den Blumen – das alles schien gleichzeitig hineinstoßen zu wollen. Der Vater machte Anstalten, ihr ein paar Sachen abzunehmen, aber sie überließ ihm nur den Hund, und der sprang sofort an ihm hoch und rieb seine Schnauze.

»Er hat den Hund lieber als mich«, sagte sie.

»Ich habe den Hund nicht lieber als dich. Mit dem Hund ist es nur einfacher.«

»Das ist mir zu hoch, Paps«, sagte sie und gab ihm nicht einfach nur einen Kuss, sondern warf sich, die Fracht noch in Händen, mit ihrem ganzen Körper auf ihn und küsste ihn auf beide Wangen. So funktionierte bei ihr, nahm ich an, die Liebe: stürmisch, ohne Rücksicht auf Verluste.

Als wir schließlich drin waren, ließ sie ihre Sachen fallen, nahm meine Jacke und legte sie im Wohnzimmer ordentlich über die Lehne des Sofas. Sie nahm auch meine Tasche und stellte sie neben dem Sofa auf dem Teppich ab, dann schüttelte sie ein großes Sofakissen auf, wo der Abdruck eines Kopfs zu erkennen war, er musste kurz zuvor noch darauf gelegen haben. Auf dem Weg in die Küche rückte sie zwei Bilder gerade, die leicht schief an der Wand hingen, und während sie die beiden Türen öffnete, die auf die sonnengewärmte Dachterrasse hinausgingen, beklagte sie sich, dass es im Wohnzimmer fürchterlich stickig sei, und das an einem so schönen Herbsttag. In der Küche schnitt sie die unteren Spitzen der Blumenstängel ab, nahm eine Vase und stellte die Blumen hinein. »Ich liebe Gladiolen«, sagte sie.

»Dann sind Sie also der Gast?«, sagte der Vater zur Begrüßung. »*Piacere*«, sagte er noch, bevor er wieder ins Englische wechselte. Wir gaben uns die Hand, und nach einem zögerlichen Moment vor der Küchentür sahen wir zu, wie sie den Fisch auspackte, die Jakobsmuscheln, den Spinat. Sie stöberte in den Schränken, fand die Gewürze und machte mit dem Zünder gleich den Herd an. »Wir trinken einen Schluck Wein, Paps, aber du entscheidest, ob du ihn jetzt möchtest oder zum Fisch.«

Er grübelte einen Moment. »Beides, jetzt und zum Fisch.«

»Geht das wieder los«, schnaubte sie.

Der alte Mann tat kleinlaut und sagte kein Wort, schob dann aber verärgert nach:
»Töchter! Was soll man machen.«

Vater und Tochter schenkten sich nichts. Der Vater führte mich durch einen Flur mit einer ganzen Galerie gerahmter Bilder von Familienmitgliedern aus früherer und neuerer Zeit, alle so förmlich gekleidet, dass ich Miranda unmöglich auf einem erkennen konnte. Der Vater trug ein buntes Halstuch zu einem sehr hellen gestreiften rosa Hemd; seine Jeans mit akkurater Bügelfalte sah aus, als hätte er sie eben erst angezogen. Das lange weiße Haar war zurückgekämmt, man hätte meinen können, ein alternder Filmstar. Dafür steckten seine Füße in einem Paar uralter Hausschuhe, und zum Rasieren hatte die Zeit wohl nicht mehr gereicht. Seine Tochter hatte gut daran getan, ihn vorzuwarnen. Das Wohnzimmer zeigte die schlichte Eleganz eines dänischen Möbeldesigns, das vor ein paar Jahrzehnten aus der Zeit gefallen war, jetzt aber kurz davorstand, wieder zum letzten Schrei zu werden. Den alten Kamin hatte man so weit erneuert, dass er zur Einrichtung passte, dennoch schien er in dieser Wohnung ein Überbleibsel aus einer früheren Epoche zu sein. An der glatten weißen Wand hing ein kleines abstraktes Gemälde, vom Stil her erinnerte es an Nicolas de Staël.

»Das da gefällt mir«, sagte ich, um eine Unterhaltung in Gang zu setzen, und deutete auf die Ansicht eines Strands an einem winterlichen Tag.

»Das hat mir vor Jahren meine Frau geschenkt. Damals konnte ich nicht viel damit anfangen, aber heute weiß ich, es ist das beste, das ich besitze.«

Der alte Herr, schloss ich, hatte sich von seiner Scheidung nie erholt.

»Ihre Frau hatte Geschmack«, sagte ich und bedauerte sofort die Vergangenheitsform, ohne dass ich wusste, inwieweit ich heikles Terrain betrat. »Und die da«, sagte ich und deutete auf drei sepiafarbene Ansichten römischer Szenen aus dem frühen neunzehnten Jahrhundert, »die sehen aus wie Pinellis, kann das sein?«

»Es *sind* Pinellis«, sagte der Vater stolz, womöglich hatte er meine Bemerkung als Kränkung empfunden.

Fast hätte ich gesagt, Nachahmungen von Pinelli, bekam aber noch rechtzeitig die Kurve.

»Ich habe sie für meine Frau gekauft, nur konnte sie nichts damit anfangen. Also sind sie jetzt bei mir. Irgendwann, wer weiß. Vielleicht nimmt sie sie zurück. Sie hat in Venedig eine erfolgreiche Galerie.«

»Dank dir, Paps.«

»Nein, dank ihr, nur ihr.«

Ich versuchte, mir nicht anmerken zu lassen, dass mir bereits bekannt war, dass seine Frau ihn verlassen hatte. Aber irgendwie musste er geahnt haben, dass Miranda mir von

ihrer Ehe erzählt hatte. »Wir sind immer noch Freunde«, sagte er, wie um die Sache klarzustellen, »vielleicht sogar gute Freunde.«

»Außerdem«, sagte Miranda und gab jedem von uns ein Glas Weißwein, »haben sie eine Tochter, die dauernd zwischen ihnen hin und her gezerzt wird. Ich gebe dir ein bisschen weniger Wein als unserem Gast, Paps«, sagte sie, als sie ihm das Glas hinhielt.

»Schon kapiert, schon kapiert«, erwiderte der Vater und legte seiner Tochter die Hand aufs Gesicht, eine Geste, aus der alle Liebe der Welt sprach.

Kein Zweifel. Man musste Miranda einfach gernhaben.

»Und Sie haben sie wie kennengelernt?«, fragte er an mich gewandt.

»Eigentlich kenne ich sie gar nicht«, sagte ich. »Wir haben uns im Zug getroffen, vor nicht mal drei Stunden.«

Der Vater schaute ein wenig perplex und versuchte unbeholfen, es zu verbergen. »Und dann ...«

»Und dann gar nichts, Paps. Der arme Kerl ist heute von seinem Sohn versetzt worden, und ich hatte solches Mitleid mit ihm, dass ich dachte, ich koche ihm einen Fisch, füttere ihn mit Gemüse, tu vielleicht noch was von deiner labberigen Puntarella dazu, die ich im Kühlschrank gefunden habe, und schicke ihn in sein Hotel, wo er es kaum abwarten kann, ein Nickerchen zu machen und sich die Hände in unser aller Unschuld zu waschen.«

Wir mussten alle drei schallend lachen. »So ist sie, unsere Miranda. Wie ich es geschafft habe, so eine stachlige kleine Kratzbürste in die Welt zu setzen, ist mir selbst ein Rätsel.«

»Das Beste, was du je getan hast, Alterchen. Aber du hättest Samis Gesicht sehen sollen, als ihm klarwurde, dass man ihn versetzt hat.«

»So schrecklich habe ich ausgesehen?«, fragte ich.

»Sie übertreibt, wie immer«, sagte er.

»Er hat die ganze Zeit vor sich hin geschmollt, schon als ich in Florenz in den Zug gestiegen bin.«

»Ich habe gar nicht vor mich hin geschmollt, als du in Florenz in den Zug gestiegen bist«, sagte ich und ahmte sie nach.

»Komm schon, und wie du geschmollt hast. Wir hatten noch kein Wort miteinander gesprochen. Du wolltest nicht mal Platz für meinen Hund machen, als ich reinkam. Glaubst du, ich hätte das nicht gemerkt?«

Wieder mussten wir alle lachen.

»Machen Sie sich nichts draus. Sie stichelt gern. So läuft sie sich warm.«

Ihre Augen waren auf mich geheftet. Mir gefiel, dass sie abzulesen versuchte, wie ich auf die Worte ihres Vaters reagierte. Oder sie sah mich einfach nur an, aber auch das gefiel mir.

Wann war es tatsächlich das letzte Mal?

An einer anderen Wand des Wohnzimmers hing eine Serie gerahmter Schwarz-Weiß-Fotos von alten Statuen, sämtlich in auffällig abgestuften schwarzen, grauen, silbernen und weißen Tönen. Als ich mich zu ihr umschaute, fingen beide, Vater und Tochter, meinen Blick auf.

»Die sind alle von Miranda. Sie hat sie aufgenommen.«

»Das machst du also?«

»Das mache ich«, sagte sie entschuldigend, und es klang, als hätte sie gesagt, *Das ist alles, womit ich mich auskenne*. Ich bedauerte, wie ich meine Frage formuliert hatte.

»Nur Schwarz-Weiß. Niemals Farbe«, fügte ihr Vater an. »Sie reist durch die Welt – sie fliegt bald nach Kambodscha, Vietnam, dann nach Laos und Thailand, da fühlt sie sich wohl, aber mit der Arbeit ist sie nie zufrieden.«

Ich konnte nicht anders: »Wer ist das schon.«

Miranda schenkte mir ein kleines gestanztes Lächeln als Zeichen des Dankes, dass ich ihr beigeprungen war. Doch ihre Miene hätte genauso gut bedeuten können, *Netter Versuch, aber ich brauche keine Hilfe*.

»Ich hatte ja keine Ahnung, dass du Fotografin bist. Die Bilder sind toll.« Und als ich sah, dass mein Kompliment verpuffte: »Wirklich beeindruckend.«

»Habe ich es nicht gesagt? Nie mit sich zufrieden. Sie können sich auf den Kopf stellen, aber ein Kompliment nimmt sie nicht an. Sie hat ein traumhaftes Angebot, für eine große Agentur zu arbeiten ...«

»... was sie ausschlagen wird«, sagte sie. »Wir diskutieren das nicht weiter, Paps.«

»Wieso?«, fragte er.

»Weil Miranda gern in Florenz ist«, sagte sie.

»Ach, als ob Florenz der Grund wäre«, sagte der Vater und versuchte es auf die humorvolle Art, warf aber seiner Tochter und auch mir einen vielsagenden Blick zu. »Es hat mit ihrem Vater zu tun.«

»Was bist du nur für ein Sturkopf, Paps«, sagte sie. »Du hältst dich für den Mittelpunkt des Universums und denkst, ohne deinen Segen würde jeder Abendstern am Himmel verlöschen und zu Asche werden.«

»Sagen wir, dieser Sturkopf braucht noch etwas mehr Wein, bevor er zu Asche wird – was ich, du erinnerst dich, Mira, in meinem Testament ausdrücklich niedergelegt habe.«

»Nicht so schnell«, sagte sie und schob die offene Flasche so weit weg, dass ihr Vater nicht drankam.

»Sie kann einfach nicht verstehen – dafür ist sie noch zu jung, nehme ich an –, dass ab einem bestimmten Punkt Diät zu halten und aufs Essen zu achten ...«

»... aufs Trinken.«